

Herbert Schenkman – Ein Leben im Schatten der Erinnerung

Herbert Schenkman kam am 20. Dezember 1923 in Hagen zur Welt. Als er drei Jahre alt war, starb sein Vater – ein Kriegsversehrter des Ersten Weltkriegs – an den Folgen seiner Verwundungen. Von diesem Moment an war die Familie gezeichnet vom Verlust. Seine Mutter kämpfte, um den kleinen Kolonialwarenladen in Wehringhausen zu halten, während sie ihren Sohn allein großzog. In ihrer kleinen Wohnung in der Stresemannstraße, heute Südstraße, versuchte sie, Normalität zu schaffen in einer Welt, die immer dunkler wurde.

Seine Kindheit begann unschuldig. Er spielte mit anderen Kindern in der Nachbarschaft, besuchte den Kindergarten in Wehringhausen, lachte und träumte. Doch schon dort wurde ihm bewusst, dass er „anders“ war. Als alle Kinder bei der Weihnachtsaufführung auf die Bühne durften, blieb er außen vor. Nur weil er Jude war. Dieses leise, schmerzhaftes Ausschließen war der Anfang eines Lebens voller Entbehrungen und Demütigungen.

1929 kam er in die jüdische Volksschule in Hagen. In einem einzigen Klassenzimmer unterrichtete Lehrer Abt über vierzig Kinder. Für Herbert wurde die Schule zu einem Zufluchtsort – ein Raum, in dem er sich noch sicher fühlte. Doch das sollte sich bald ändern.

1933 übernahmen die Nationalsozialisten die Macht. Herbert wechselte auf die Realschule Altenhagen, heute Luise-Rehling-Realschule. Er war einer von nur zwei jüdischen Schülern. Nur die Tatsache, dass sein Vater ein im Krieg Verwundeter war, rettete ihm kurzzeitig den Schulplatz. Doch 1937 wurde er auch dort ausgeschlossen. Das Gesetz bestimmte: Kein jüdisches Kind durfte mehr eine deutsche Schule besuchen.

Von einem Tag auf den anderen wurde aus dem Schüler ein Ausgestoßener. Herbert durfte keine Ausbildung beginnen, keine Lehrstelle antreten, keine Zukunft planen. 1938 fand er eine „Vorlehre“ als Schlosser in Köln, eine scheinbare Chance auf Normalität. Doch am 9. November 1938, während die Synagogen brannten und Schaufenster zersplitterten, musste er sich verstecken. Seine Mutter hatte ihn gewarnt. Die Reichspogromnacht war der Tag, an dem auch die Hoffnung in Asche fiel.

1939 kehrte Herbert nach Hagen zurück. Er arbeitete als Hilfsarbeiter bei einem Bauunternehmer. Nur dank dessen Schutz, erklärte er ihn für „kriegswichtig“. So entging er der Deportation nach Riga oder Auschwitz.

Doch die Gefahr blieb. 1940 wurden Herbert und seine Mutter aus ihrer Wohnung vertrieben. Sie mussten in das „Judenhaus“ in der Potthoffstraße ziehen. Enge, Kälte, Hunger, Angst – das war ihr Alltag.

Im Juli 1942 wurde er zusammen mit seiner Mutter, seiner Tante, seinem Großvater und seiner Großmutter nach Theresienstadt deportiert. Das Ghetto, das die Nazis als „Vorzeigelager“ bezeichneten, war in Wahrheit ein Ort des Todes. Über 120 Menschen starben dort täglich. Für 400 Menschen gab es eine Toilette. Wasser kam aus einer Pumpe im Hof. Krankheiten, Gestank und Verzweiflung lagen in der Luft. Seine Großeltern verhungerten dort noch im selben Jahr.

1944 kam Herbert nach Auschwitz. Von dort wurde er weiter nach Buchenwald, dann ins Außenlager Meuselwitz verschleppt, wo er Zwangsarbeit für die Firma HASAG leisten musste. Achtzehn Stunden am Tag stand er an Maschinen, mit kaum 200 Gramm Brot und einer dünnen Suppe am Tag. Er war jung, aber sein Körper war bereits der eines älteren.

Im Frühjahr 1945 wurde das Lager geräumt. Herbert wurde auf einen Transport geschickt. Irgendwo in Böhmen, auf einem dieser Todesmärsche, fiel ein Schuss. Eine Kugel traf seine Lunge. Er sank zu Boden. Er erinnerte sich später: „Ich habe gespürt, wie warm das Blut war. Ich dachte, jetzt ist es vorbei.“

Doch es war nicht vorbei. Tschechische Zivilisten fanden ihn, brachten ihn in eine Krankenbaracke und er überlebte. Er ist kaum noch er selbst, aber lebt noch.

Nach dem Krieg kehrte Herbert nach Hagen zurück. Nichts war mehr da. Seine Großeltern, seine Tante – tot. Freunde verschwunden. Häuser leer. Die Straßen seiner Kindheit waren die gleichen, aber das Leben war ein anderes geworden.

Er wanderte in die USA aus, versuchte, ein neues Leben zu beginnen. Er reparierte Kameras, verkaufte Bürsten, später interviewte er andere Überlebende, dokumentierte ihre Erinnerungen. In der Stille der Tonbänder hörte er immer wieder dieselbe Frage: „Warum ich?“

1986 kehrte er nach Deutschland zurück, nach Berlin. In der Stadt, in der so viele Täter lebten, suchte er nach Sinn. Er wollte, dass niemand mehr

wegsehen konnte. In Schulen, in Museen, in Gedenkveranstaltungen sprach er über das, was geschehen war. Über seine Mutter, die er nie wiedersah. Über Theresienstadt. Über den Hunger, der ihn begleitet hatte wie ein zweiter Schatten.

Wenn Schüler ihn fragten, was das Schlimmste gewesen sei, antwortete er:

„Die Gleichgültigkeit. Dass niemand sich dafür interessiert hat, was mit uns geschah.“ Diese Worte waren keine Anklage, sondern ein Schrei. Ein Ruf an die Nachgeborenen, nicht wegzusehen, wenn Unrecht geschieht. Am 15. Dezember 2019 starb Herbert Schenkmann in Berlin, nur wenige Tage vor seinem 96. Geburtstag. Seine Beerdigung fand auf dem jüdischen Friedhof am Scholzplatz statt. Nur dreißig Menschen kamen, viele von ihnen Fremde, eingeladen von seiner Frau Gabi, weil fast niemand mehr übrig war. Doch die, die dort standen, wussten: Hier wurde ein Mensch beerdigt, der mehr gesehen hatte, als je ein Mensch sehen sollte. Ein Mensch, der überlebt hatte, um zu erinnern.

Herbert Schenkmann starb, doch seine Stimme lebt weiter. In den Geschichten, die er erzählte. In den Schülern, die ihm zuhörten. In der stillen Mahnung, dass Gleichgültigkeit der Anfang von allem Bösen ist.